



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 117.

Samstag, 19. Mai.

1928.

(23. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuber.

(Nachdruck verboten.)

Mit in sich gelehrtm Blick lächelte er versöhnlich.

"Wenn ich daran denke: Im Hause Ihres Herrn Vaters durfte ich ein- und ausgehen, durfte Sie fast täglich sehen, oft mit Ihnen sprechen. Und man hat's als gedankenloser junger Schnösel so hingenommen, wie man die Tatsache hinnahm, daß Frühling war und die Vögel sangen und die Rosen blühten. Was das bedeutet: — Frühling! — das weiß man so richtig ja erst im Spätsommer und im Herbst und Winter . . . Ja — da lebte man so hin. Und dann war's mit einmal aus. Das Kommando zu Ende. Zurück zur russischen Grenze in die Garnison. Dienst. Jagd. Allerlei Alltagsjagden in der Schwadron. Noch ein paar Kartengrüße hin und zurück. Dann kam der Krieg. Alles bisherige wurde unwirksam und versank irgendwo im Hintergrunde."

Er raffte sich zusammen. Seine Augen wurden wieder frisch.

"Na — nun hätten wir's ja überstanden. Man muß sich einfach defektieren: Die vierzehn Jahre dazwischen sind ausgestrichen. Hauptjagde: Ich sage Ihnen wieder gegenüber. Und wir sprechen zusammen. Und Sie sind noch immer dieselbe Liddy Lorn, an die ich oft draußen vor dem Feind und auch später, seit ich auf meiner Klitsche im Hessischen sitze, denken mußte."

Über Frau van Varens Züge ging leise Bewegung. Impulsiv streckte sie ihm die Hand über den Tisch.

"Ich danke Ihnen für das, was Sie da eben alles sagten. Es war nett. Doch nun wollen wir die Vergangenheit lassen und von der Gegenwart sprechen. Was tun Sie in Berlin?"

Nur widerstreng gab er ihre Rechte frei.

"Ich bin in einer sozusagen trennsportlichen Angelegenheit hier. Ein Freundschaftsdienst, über den ich leider selbst Ihnen gegenüber Schweigen bewahren muß. Fürs erste wenigstens noch. Aber darf ich die Frage zurückgeben, gnädige Frau, und die zweite hinzufügen, ob Sie längere Zeit hier bleiben werden?"

Ihre Brauen zuckten leise.

"Die Dauer meines hiesigen Aufenthaltes hängt leider nicht von einer eigenen Entschließung, sondern von der Arbeit des Kriminalkommissars Warnstett ab."

Ganz unwillkürlich war dieser Name ihren Lippen entschlüpft. Nun erschrak sie fast über die Veränderung, die unversehens mit Hannsjochen von Harwigg vorging. Denn der starrte sie sekundenlang betroffen an. Und dann beugte er sich etwas über den Tisch und erkundigte sich, jählings sehr ernst geworden:

"Warnstett? Sprechen Sie von dem Detektiv Warnstett in der Potsdamer Straße, gnädige Frau?"

Sie nickte.

"Also tatsächlich? Das ist allerdings mehr als verblüffend. Denn dieser Mann spielt auch in jener Sache, die mich nach Berlin rief, eine recht aktive Rolle. Sagen Sie, gnädige Frau, dränge ich mich sehr taktlos und unbefugt in Ihre privaten Angelegenheiten, wenn ich Sie um nähere Mitteilungen bitte, was Sie mit dem Kriminalkommissar Warnstett zu schaffen haben?"

"Finanzielle Affären", wollte sie kurz abtun. Aber dann begann sie doch zu erzählen:

"Wenn Sie Wert darauf legen, will ich es Ihnen gern sagen. Allerdings muß ich zurückgreifen. Sie wissen ja, daß mein Vater Stadtkaurat von Hannover war und auch mancherlei freundliche Auslandsbeziehungen besaß. Eines Tages bot ihm ein Freund den Bau eines Warenhauses in Amsterdam an. Es handelte sich um ein ebenso großzügiges wie interessantes Projekt. Meinen Vater reizte die an und für sich schwierige Lösung des technischen Problems. Und da seine hannoversche Amtszeit gerade abgelaufen war, so nahm er den holländischen Antrag an, für dessen Ausführung 3 Jahre vorgesehen waren. Wir beide — denn meine Mutter war ja längst tot — siedelten nach Amsterdam über. Dort lernte ich gesellschaftlich den Mynheer van Varens kennen, nahm nach einem Schwanken seine Werbung an und ging mit ihm nach Java. Vorhin erwähnte ich schon meine drei Jahre später als Witwe erfolgte Rückkehr nach Amsterdam. Dort lebte ich in meinem schönen Heim und in der Sicherheit, die ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen verleiht.

Der Kreis meiner holländischen Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen war keineswegs übertrieben groß, aber recht angenehm. Und gewann noch, als irgendjemand eines Tages einen Portugiesen namens Diego Berragez in die Amsterdamer Gesellschaft einführte. In Begleitung einer französischen Privatsekretärin und einem außerdem in seinen Diensten stehenden deutschen Herrn war er erst kurz vorher aus Bukarest eingetroffen und in einem der ersten Hotels abgestiegen, wo er eine Flucht von fünf Zimmern bewohnte. Mit einer für holländische Verhältnisse geradezu fabelhaften Schnelligkeit gelang es ihm, in dem sonst recht steif und zurückhaltenden Amsterdamer Handelspatriziat festen Fuß zu fassen. Doch nicht nur dies — sondern er galt bald förmlich als Mittelpunkt. Man fand ihn interessant, geistvoll, unerhört weltgewandt, bewunderte die Großzügigkeit seiner Lebensführung, die Weite seines Blickes, die umfassende Fülle seiner Kenntnisse auf allen Gebieten. Er lebte absolut als unabkömmlicher reicher Privatmann."

Nach kurzem Zögern fuhr sie fort:

"Allmählich begannen Gerüchte durchzusickern, daß er keineswegs nur ein begüterter Richtstuer, sondern vielmehr ein Finanzmann internationalen Zuschnitts sei. Das brachte in dieser Amsterdamer Patriziergilde das Interesse für sein Tun und seine Persönlichkeit natürlich zu noch intensiverer Steigerung. Auch ich unterlag der allgemeinen Hypnose, wie mehr oder weniger jeder Mensch, der in Berührung mit diesem Señor Diego Berragez kam. Denn der Begriff des internationalen Plutokratentums war doch nur geeignet, eine neue Glorie um sein Haupt zu weben. Im übrigen schien er sich keineswegs danach zu reißen, dritten Personen Einblick in seine industrielle Tätigkeit und seine finanziellen Transaktionen zu gewähren. Man brachte ihn nur schwer dazu. Und selbst dann beschränkte sich sein mitteilsames Vertrauen auf ganz wenige Bevormundete.

Ich gehörte gleichfalls dazu und erfuhr von ihm schließlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was den Kern seiner Unternehmungen bildete: Eine in Mexiko neu entdeckte Goldmine von geradezu phantastischer Ergebzigkeit. Gegenwärtig war sie im Aufschluß begriffen. Die Schürfrechte hatte er von der Regierung auf lange Jahrzehnte gepachtet. Eine ganze Anzahl notarisch beglaubigter jachtmännischer Gutachten bewies die Berechtigung überschwänglicher Erwartungen. Sein in New York ansässiger Treuhänder hatte gerade vor wenigen Tagen einen neuen Bericht über den glänzenden Fortgang der Erschließungsarbeiten gesandt, in den der Sennor Verragez seine Freunde Einsicht nehmen ließ. Und das herrlichste der ganzen Sache war, daß fast sämtliche Shares und Anteilscheine sich noch in seinem Portefeuille befanden."

Liddy van Aren schwieg, saß in den Sessel zurückgelehnt, knabberte ein Käsel und war von der ruhigen Gelassenheit einer Weltdame, die Dinge und Menschen stets mit einer gewissen liebenswürdig philosophischen Distanziertheit behandelt.

"Ich mag Sie nicht mit allzu viel Einzelheiten langweilen, Herr von Harwigg. Jedenfalls — eines Tages war der vielseitige Herr genau so unverstehens verschwunden, wie er aufgetaucht war. Er ließ ein Trümmerfeld bitter gesuchter Hoffnungen zurück. Denn als die trauernden Hinterbliebenen seiner Finanztransaktionen sich zusammenfanden und nach anfänglichem Zögern gegenseitig mit der Sprache herausrückten — da ergab sich, daß der Portugiese einen recht lohnenden Fischzug getan hatte. Die mexikanische Goldmine mit den fabelhaften Schürfungsergebnissen war zwar nur ein Objekt seiner liebenswürdigen Phantasie gewesen. Sehr real dagegen blieben die neunhunderttausend Gulden, die er uns gegen Aushändigung von Anteilscheinen abgenommen hatte und worunter sich auch jene dreihundertachtzigtausend Gulden befanden, für die ich von ihm wertlose Shares erworben hatte."

"Donnerwetter — drei hundertachtzigtausend Gulden!" staunte der Zuhörer.

Sie lächelte etwas elegisch.

"Ja — immerhin die reichliche Hälfte meines Vermögens. Nun, abgesehen davon — selbstverständlich waren wir etwas ernüchtert und keineswegs sonderlich entzückt. Wandten uns deshalb auch schleunigst an die Polizei, die sehr bald feststellte, daß der Sennor Verragez sein einträgliches Gewerbe im Umherziehen betrieb. Man verfolgte rückläufig seine Spuren nach London, Madrid, Bukarest, Stockholm. Stets hatte er natürlich unter anderem Namen und anderer Nationalität gearbeitet; einmal als Spanier, das andere Mal als Italiener, dann wieder als Brasilianer oder Chilene. Er schien, wohl aus Loyalpatriotismus, eine gewisse Vorliebe für die romanische Rasse zu haben. Im übrigen war er spurlos verschwunden. Auch hat er nicht geschrieben, ob er gesund geblieben."

"Und nun haben Sie irgendwo gehört, daß er sich in Berlin aufhält und suchen ihn?"

Sie nickte.

"Vor kurzem sah ich in der Wochenschau eines der Amsterdamer Lichtspielhäuser Publikums-Aufnahmen vom ersten Tag des diesjährigen Henkel-Rennens auf der Grunewald-Rennbahn und erkannte unter den Herrschaften, die da vor den Logen herumspazierten, zu meiner Überraschung den Herrn Verragez in Begleitung seiner Sekretärin. Demnach mußte er in Berlin sein. Also nahm ich ein Flugzeug der Luft-Hansa, Strecke Amsterdam-Berlin, stieg hier im „Continental“ ab, beauftragte den Kommissar Warnstett mit allen erforderlichen Ermittlungen über augenblicklichen Namen und Art unseres mexikanischen Goldminendichters — und erwarte nun das Ergebnis."

Leise verneinend bewegte sie den Kopf, als beantwortete sie eine stumme Frage.

"Nein — ich bin eigentlich gar nicht rachsüchtig. Gewiß — er brachte mich um die Hälfte meines Vermögens. Doch schließlich war er ein unbedingt interessanter Mensch und verschaffte der etwas stagnierenden Schwefeligkeit der Amsterdamer Gesellschaftskreise manch neuen Impuls. — Also sagt man sich nachträglich eben,

dass man ihn mit teurem Gelde dafür bezahlt hat; wie man jedem Coiffeur und jedem Kellner, der gut arbeitet, ein reiches Trinkgeld gibt. Dieser Vergleich hat natürlich das Schicksal aller Vergleiche: er hinkt. Um so mehr, als die ehrliche Arbeit eines Friseurs und Kellners mit den Hochtapeleien eines gesellschaftlichen Desperados nichts gemeinsam haben. Doch Sie werden schon verstehen, wie ich es meine; wenngleich ich ohne weiteres darauf gesagt bin, daß Sie meine Auffassung für exzentrisch und kapriziös halten.

Nachsucht also ist es nicht, was mein Herkommen veranlaßte. Eher ein gewisses sportliches und psychologisches Interesse. Ich erwarte mit brennender Ungeduld den Moment, wo ich diesem Diego Verragez unvermutet gegenüberstrete: Wie er seine Überraschung dann bestimmt, wie er sich benehmen, wie weit seine Geistesgegenwart reichen wird, um wenigstens eine einigermaßen geschmaußolle Begründung seines damaligen Bluffs zu finden. Nachher will ich ihn ungehindert seinem Schicksal und dem Staatsanwalt überlassen, was ja doch nur eine Frage der Zeit ist. Sie mögen mich für sentimental halten — doch mich dauern nun einmal solche Menschen, deren Dasein eine einzige Heißjagd ist und die sich selbst zu ewiger Flucht verurteilen. Wie grauenhaft trostlos muß es in einem geistig so elastischen Menschen wie diesem angeblichen Diego Verragez aussehen, wenn hin und wieder mal eine Stunde der Selbstbesinnung über ihn kommt. Können Sie sich denn darüber nicht hineindenken, Herr von Harwigg?"

"Doch", bestätigte er eifrig, „natürlich bin ich dazu ohne weiteres imstande. Und im übrigen finde ich Ihre Auffassung abgelaßt, geistvoll, bewunderungswürdig, und was weiß ich sonst noch alles, gnädige Frau, wenn Sie mir nicht sowieso bestätigen, daß die weiland Liddy Lorn und die Frau, die mir gegenüber sitzt, miteinander innerlich nach wie vor absolut identisch sind. Darf ich Ihnen gestehen, daß mich das sehr froh macht?

Aber — was nun diesen mehrfach erwähnten Herrn Verragez anbelangt, so glaube ich, Ihnen — durch Duplicität der Ereignisse und ohne dem Kommissar Warnstett vorzugreifen — immerhin schon einige interessante Mitteilungen machen zu können."

"Sie, Herr von Harwigg?" fragte sie ungläublich.

"Jawohl, gnädige Frau!" bestätigte er.

"Jetzt kommt nämlich meine Geschichte, und die ist noch viel verblüffender als die Ihre."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Rätsel des Polarlichts.

Von Dr. Ludwig Kern.

Wohl die wenigsten Mitteleuropäer haben schon mit eigenen Augen ein Polarlicht gesehen, fast jedem dagegen ist es aus Beschreibungen, Abbildungen oder Erzählungen bekannt. Me aber wird der diese seltsame Naturscheinung vergessen, der sie, vielleicht auf einer Nordlandreise, mit erleben konnte.

Über einer besonders dunkel erscheinenden Stelle des nördlichen Horizontes wölbt sich völklig ein leuchtender Bogen, von dem aus rosa oder gelblich-grüne Lichtbündel hoch zum Himmel emporziehen. Mitunter auch erwischen diese Strahlen den Eindruck, als ob sie keinen Zusammenhang mit der Erde hätten, sie verbreitern sich zu brei schwappenden Bändern, ja zu einem ganzen Vorhang. Immer aber hinterläßt das Polarlicht, ob es nun in der strahlenden Form oder in der sogenannten homogenen Bögen austritt, einen eigentümlichen intensivgrünen Schimmer, der noch einige Zeit nach dem Verschwinden der eigentlichen Ercheinung sichtbar bleibt.

Mit diesem Schimmer, der im Spektrum als markante gelb-grüne Linie hervortritt, begann das Rätselraten über die Natur des Polarlichts. Anfangs glaubte man, jene Linie im Kton, einem seltenen Edelgas, wiederzuerkennen, dann versuchte man, sie durch ein neues, ungemein leichtes Gas zu erklären, das die oberste Grenschicht unserer Atmosphäre bilden sollte und dem man analog dem auf der Sonne festgestellten Koronium den Namen Geotorium belegte. Der norwegische Physiker Brønsted drückte als erster die Vermutung aus, daß dieses Gas durch von der Sonne ausgehende elektrische Strahlen zum Leuchten gebracht werde, und zwar durch Absorption von kleinen, elektrisch geladenen Teilchen, den Elektronen.

Die Nasse der Elektrizität beim Polarlicht erkannte man zuerst, als bei einer besonders ausgedehnten derartigen Erscheinung unregelmäßige Ströme in den Telegraphendrähten austraten und die Depeschenübermittlung außerordentlich erschwerten. Vorübergehend nahm man an, es hier mit Erdströmen zu tun zu haben, doch sprechen gewichtigere Momente für die kosmische Natur des Phänomens.

So ergibt sich der Zusammenhang der Polarlichter mit der Sonne klar aus deren Häufigkeit. Wie bei den Sonnenflecken nämlich tritt alle elf Jahre ein Maximum ein, und auch eine der Dauer der Sonnenrotation entsprechende Periode von 26 Tagen hat sich feststellen lassen.

Pars Vegard, ein Landsmann des vorhin erwähnten Naturwissenschaftlers, kam, auf dessen Studienergebnissen fußend, auf den Gedanken, daß die grüne Linie von Stickstoff in fester, in Kristallform, herrühre. Daß dieser gewöhnlich gasförmige Hauptbestandteil der Luft bei der an der Grenze unserer Atmosphäre herrschenden niedrigen Temperatur in einen höheren Aggregatzustand übergehen kann, liege auf der Hand. Das hierbei vorausgesetzte Schweben der Kristalle erklärt Vegard durch Anziehung von negativen (von der Sonne ausgehenden) Elektronen auf die positiv geladenen Stickstoffpartikeln.

Diese in ihrer Einfachheit verblüffende Theorie galt es indessen erst zu beweisen. Zu diesem Zweck begab sich der norwegische Forscher an die Universität Leiden, wo der Physiker Onnes ein äußerst leistungsfähiges kältetechnisches Laboratorium leitet, und hier gelang es ihm, eine feste Stickstoffplatte herzustellen, die, mit Kathodenstrahlen bestrahlt, tatsächlich im Spektrum die charakteristische grüne Linie zeigte. Somit war der Beweis erbracht, und das Rätsel des Polarlichts, um das sich so viele bedeutende Männer bemüht haben, kann nunmehr als gelöst gelten.

## Die Tonkabohne.

Bon Wilhelm Scharelmou.

Früher, zu Hause, bewahrte meine Mutter in ihrem Knopftasche eine mysteriöse Bohne auf. Sie war so groß wie eine kleine Kartoffel, ein wahres Wiesel von einer Bohne, und dabei so köstlich an Wohlgeruch, daß alle Gewürze Indiens dagegen nicht aufgekommen wören.

Das ist eine Tonkabohne, erklärte mir meine Mutter, und schon an der Andacht, mit der das Wort ausgesprochen wurde, war zu erkennen, was für ein Schatz diese Bohne darstellen müsse. Ich habe nie wieder ein Wort so aussprechen hören — höchstens Koromandel. Aber Koromandel lag in sagenhafter Ferne, und die Tonkabohne präsentierte sich als ein greifbar nahe Wunder und hatte überdies einen Namen, der beinahe noch schöner klang als Koromandel. Er tönte wie eine alte Glöde, die dem Leithammel einer Schnutenherde draußen in der braunen Heide jahrelang am wolligen Halse gehangen hat... Tong tong.... Es war fabelhaft.

Sie hatte überhaupt Eigenschaften, die Tonkabohne —! Wenn meine Mutter den Knopftasche auf den Tisch umwürzte und die 3678 Knöpfe, die darin waren, über die Platte fallerten und der eine, der gerade gefucht wurde, sich wieder einmal nicht darunter befand und man sich darum damit begnügen mußte, einen möglichst ähnlichen dafür zu finden — die Tonkabohne war jedesmal und sofort zur Stelle.

Schwarz und glänzend fiel sie jedem sofort ins Auge und überstrahlte durch den Glanz ihrer geheimnisvollen Erscheinung selbst den Schimmer der großen Perlmuttknöpfe, von den beinernen, gläsernen und metallenen Brüderinnen innerhalb der Familie Knopf gar nicht zu reden. Gewiß, auch unter den Knöpfen gab es Märchen und Wunder, aber selbst der schönste Knopf war ohne Duft und konnte es in keiner Weise mit der Tonkabohne aufnehmen. An ihr riechen zu dürfen, war ebensoviel, als eine Tasse Schokolade angeboten bekommen, und das will etwas heißen, denn Schokolade gab es zu unserer Kinderszeit vielleicht in zwei Jahren einmal.... Übrigens, fällt mir ein, könnte man noch eher sagen, daß sie nach Vanille duftete. Aber das kann ihren Wert nur erhöhen. Vanille kam noch vor Schokolade. Unbedingt.

Eines Tages, — meine Mutter hatte, mit einer Näharbeit beschäftigt, soeben wieder einmal den Knopftasche hervorgeholt und auf dem Tische umgestützt, um für einen abgerissenen Knopf an meiner Jacke einen möglichst ähnlichen zu suchen — war die Tonkabohne verschwunden, weg, spurlos davon, als hätte die Tischplatte sie verschluckt.

Ich lachte und suchte, rührte den ganzen Knopftasche um und um und guckte mir die Augen nach ihr aus, aber die 3678 Knopfgesichter grinsten nur.

„Ich hatte doch immer eine Tonkabohne zwischen den Knöpfen?“ meinte meine Mutter und wunderte sich.

Ich war fünf Jahre alt und hätte das Heulen kriegen können. Die Tonkabohne! war so etwas möglich?

Selbst der Kreisel, den ich mir aus einem Knopf machen durfte, stellte meinen Kummer nicht....

Ich weiß nicht, ob die Kunst, einen solchen Kreisel zu machen, heute nicht längst in Vergessenheit geraten ist. Man schält einen Knopf aus seiner Stoffumhüllung und steckt ihn auf ein Stückholz, und wenn man es dann versteht, ihn zwischen den Fingern zu zwirbeln und im rechten Augenblick loszulassen, surrt und tanzt er wie ein Derwisch....

Die Tonkabohne! Ich konnte kaum einschlafen darüber und selbst in den Traum hinein versiegte sie mich: ich lag der Länge lang auf dem Fußboden unseres Wohnzimmers und spähte unter die Möbel. Richtig, da lag sie ja, hinter dem linken Borderbett der alten Mahagonikommode. Haha! Sie hatte wohl keine Lust mehr, zwischen den alten Knöpfen zu liegen? Eine selige Freude durchrieselte mich und vor Entzücken wachte ich auf.

Bewundert richtete ich mich im Bett auf und sah mit großen Augen in die mondheile Kammer. Alles war still, bellkommen und rätselhaft still.... Eisblumen standen im Mondlicht an den Fensterscheiben und der Schatten des Fensterkreises lag so hart und scharf auf den hellen Dielen des Fußbodens, als hätte es ein Maler mit dunkler Farbe darauf gemalt.

Aber da — was war das? Ein Ton erscholl jetzt in der Stille und stand wie ein Wunder, bestremend und groß in dem stillen Hause auf, stieg an und senkte sich wieder, von einer so rätselhaften Schwermut getragen, daß ich darunter erschauerte. Jemand sang ein Lied, das ich nicht kannte und mich doch mit seltsamer Gewalt berührte. Es war die Stimme meines Vaters, weich und tief und von einer holden Fülle im Ton, doch mit das Herz darüber stillstehen wollte.

Niemals, doch ich meinen Vater so hatte singen hören.

Ich weiß nicht mehr, welches Lied es gewesen sein mag, das er sang. Es war auch nicht das Lied — es war der Ton seiner Stimme, der in mein traumerfülltes Herz fiel, der Ton der Schwermut und eines hoffnungslosen Leids.

Vor Erregung erbebend, stand ich auf, tappte durch die Kammer, während die Kälte mit eiskühlten Händen an meine Brust griff, schlich die Treppe hinab und guckte durch das Schlüsselloch in das Wohnzimmer.

Drinnen sahen meine Eltern im Schein der alten Petroleumlampe versunken und still miteinander am Tisch. Mein Vater wendete mir den Rücken zu, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte — aber ich hörte ihn ja, und der Ausdruck der Klage, die aus seinem Gesange sprach, fiel mit jedem Tone stärker in mein Herz und füllte es mit einer unsaglichen Trauer.

War es möglich, daß mein Vater, ein Mann, der nach meiner kindlichen Meinung alles wußte und alles kannte, der stärker war als alle und den alten hölzernen Koffer auf dem Hausboden, der mit eisernem Werkzeug gefüllt war und den ich nicht um einen Zentimeter zu rüden vermochte, wie ein Spielzeug in die Höhe hob — war es möglich, daß dieser Mann von Schmerz und Trauer erfüllt war und tiefer darunter litt, als ich jemals gewußt hatte?

Was um alles in der Welt konnte es sein, das ihn so traurig mache? Nein, ich wußte damals noch nichts von den zerstörten Hoffnungen eines Lebens, wußte nichts von dem Drud der Entzagung und der Gewalt des Schicksals, von Verlust und schwerer Zeit — ich wußte nur eins: — die Tonkabohne! nur um sie könnte es sein, daß er so traurig war. Mit einem Ruf öffnete ich die Tür und mit dem Ruf: „Sing' nicht mehr — ich weiß, wo sie ist!“ kniete ich vor der Mahagonikommode nieder, fand die Tonkabohne an der Stelle, wo ich sie im Traume gesehen hatte, und drückte sie meinem Vater, zitternd vor Freude, in die Hand.

## ○○○ Scherz und Spott ○○○

### Englischer Humor.

„Vier Jahre“, antwortete die Mutter bestimmt auf die Frage des Omnibuschauflers nach dem Alter ihres recht kräftig entwidelten Jungen, der seinerseits dieselbe Antwort gab, als der mißtrauische Schaffner die gleiche Frage auch an ihn richtete. „Nun, für diesmal mag er noch umsonst fahren“, erklärte der Schaffner, „wenn er aber so weiter wächst, wird er einmal ein großer Lügner oder ein Riese werden.“

Bobby: „Ich habe beim Zahnarzt nicht ein bisschen geschnitten.“ — Vater: „Du bist ein tapferer Junge, und zur Belohnung sollst du auch einen Schilling haben. Hat dir der Doktor sehr weh getan?“ — „Nein, Vater, er war gar nicht zu Hause.“

# Spiele und Rätsel

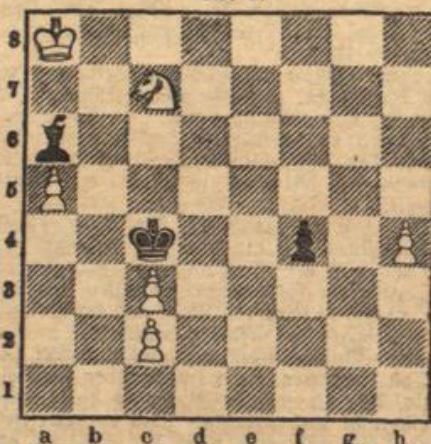
## Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Zwei Endstellungen.

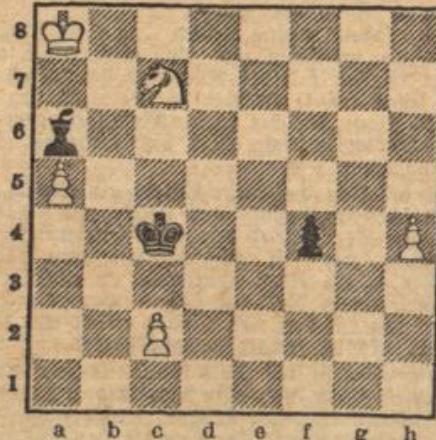
Komponiert und erläutert durch Dr. M. Lewitt, Berlin.

Nr. 1.



Weiß: Ka8, Sc7, Ba5, c2, c3, h4. Schwarz: Kc4, La6, Bf4.  
Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 2.



Weiß: Ka8, Sc7, Ba5, c2, h4. Schwarz: Kc4, La6, Bf4.  
Das Spiel bleibt unentschieden.

**Bogoljubow als Simultan-Spieler.** Simultan-Vorstellungen, auch vielfach Rundspiele genannt, sehen sich alle ähnlich. Ein Kreis von Tischen, in dessen Innenseite der Simultan-Spieler von Brett zu Brett schreitet. An der Außenseite die Gegner. Hinter diesen die Zuschauer, die mit ihren Bemerkungen und Ratschlägen nicht kargen. Meistens hauen sie daneben, seltener, daß sie den Nagel auf den Kopf treffen. Viele Köche verderben auch hier meistens den Brei und die Spieler, die sich um die Ratschläge ihrer Umgebung nicht kümmern, haben gegen den herumgehenden Meister die besseren Gewinnaussichten. Ein gewandter Simultan-Spieler hat nichts dagegen einzuwenden, wenn die Zuschauer beim Spielen mitreden; ohne es zu wollen, sind sie seine besten Bundesgenossen. Auch Bogoljubow erlaubt den Umstehenden ihre Weisheit zum besten zu geben. Uebrigens erschwert er sich anderweitig seine Aufgabe, indem er die eine Hälfte der Partien mit Weiß und die andere mit Schwarz spielt. Ein großes Entgegenkommen seinen Gegnern gegenüber, denn dadurch verzichtet er auf die Anwendung gefährlicher Eröffnungsvarianten, um schon Anfangs der Partie die bessere Stellung zu erlangen. Viele Rundspieler machen von diesem Kunstgriff gern Gebrauch. Sie eilen von Brett zu Brett, um dem Gegner möglichst

wenig Zeit zum Überlegen und Nachdenken zu lassen, sie spielen vielfach gewagte und gefährliche Varianten. Die Folge ist, daß die meisten Spieler verwirrt werden und Fehler machen, die ihnen die Partie kosten. Der Simultan-Spieler pflückt auf diese Weise höchst billige Lorbeeren, errungen durch die Anwendung auswendig gelernter Bücherweisheit. So spielt Bogoljubow keine Simultanpartien. Als Beweis möge dienen, daß er den Anzug bei der Hälfte der zu spielenden Partien den Gegnern überläßt und daß er die Spiele, bei denen er den ersten Zug zu machen hat, auf die solideste Weise eröffnet. Daher spielt er keinen Königs- oder Evans-Gambit. Selbst mit der Möller-Variante in der italienischen Partie eröffnet er nie sein Spiel. Die Art, wie er spielt, sein Stil entspricht ganz den Erwartungen, die man von einem starken Angriffsspieler hegt. Ruhig und kräftig, wie der ganze Mann, ist auch sein Spiel. Bedächtig geht er von Brett zu Brett. Mit gesenktem Haupt, mit den Händen auf dem Rücken, steht er vor dem Brett und denkt über seine Antwort nach. Dann streckt er die linke Hand aus und mit einer leichten Handbewegung setzt er einen Stein auf das für ihn bestimmte Feld.

**Die Lösung bei Nr. 1** lautet: 1. Se6-f3 (am besten), 2. Sg5-f2, 3. Se4-f1 D, falls 3. f1 S, so ist der h-Bauer nicht mehr aufzuhalten, z. B. 4. h5-Lc8, 5. h6-Lf5, 6. Sd6+ usw. 4. Sd2+-Kc5, 5. Sxfl-Lxfl. Die isolierten weißen Bauern erweisen sich durch ihre Übermacht dem feindlichen Läufer überlegen. 6. h5-Kb5 (s. A.), 7. h6-Lg2+, 8. Ka7-Le4, 9. a6-Lx2, 10. c4+-Ka5, 11. c5-Kb5, 12. c6-Kx2-Kb8 und gewinnt. Oder (A.) 6. ... Lg2+ die beste Verteidigung, 7. Kb8! Nur dieser Weg führt zum Gewinn. Auf 7. Ka7 droht Schwarz mittels 7. ... Kc6 den weißen König einzuschließen, und erst nach 8. Kb8 folgt 8. ... Kb5 mit Remisschlüß. 7. ... Kb5, 8. Kc7-Le4!, 9. c4+Kxa5, 10. c3-Ld3, 11. h6-Lf5, 12. c5-Ka6, 13. c6-Kb5, 14. Kd6-Kb6, 15. c4-Lg6, 16. c5+-Ka7, 17. Ke7 nebst 18. Kd8 und gewinnt. In der anderen Stellung ohne Be3. — Nr. 2 — bleibt das Spiel unentschieden, denn nach 1. Se6-f3, 2. Sg5-f2, 3. Se4-f1 D, 4. Sd2+-Kc5, 5. Sxfl-Lxfl, 6. h5-Lg2+, 7. Ka7-Kc6 usw. hat Weiß keinen Pfeil mehr zu versenden, es fehlt eben Be3. Man sieht ein Doppelbauer hat zuweilen einen großen Wert.

**Lösungen:** Nr. 36. 1. Le8-Kx e4, 2. Dd6; 1. ... Kx e6, 2. Dx d4; 1. ... Sx e4, 2. g4+; 1. ... g4, 2. Sf3; 1. ... Se4, 2. Sx e4; 1. ... Sd2, 2. Sf3. Nr. 37. 1. Sb5-Ke5, 2. Dg5+; 1. ... Ke3, 2. Dg3+; 1. ... d5, 2. Ld5. — Angegeben von S. Gradstein.

## Rätsel

Füllrätsel.

.	a	.	e
.	i	n	.
c	.	.	r
.	r	.	e
.	e	m	.
o	.	i	.

Oper von Bizet,  
Heilmittel (Fiebermittel),  
Verfasser bekannter Jugendromane,  
And. Name für „heiße Zone“,  
Experimental-Wissenschaft,  
Verwandter.

Werden die fehlenden Buchstaben sinngemäß ergänzt, so ergeben die beiden Diagonalen den Namen eines berühmten Komponisten.

### Geographisches.

Eine bekannte Insel der Nordsee,  
(Gar dicht gelegen bei England),  
Wird durch das Buchstabenpaar „ge“  
(Halb vorn, halb hinten), zum Blumenband.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösung der Rätsel in Nr. 112.

**Buchstaben-Umwerfrätsel:** Er warf „Alle neun“.

**Szene:** Kuckuck.

Wichtige Lösungen sandten ein: Walter Acker, Lia Bullmann, Sophie Karlebach, Martel König, sämtlich aus Wiesbaden; Julian Steinke aus Solingenberg; Otto Prækkel aus Hahn i. T.